



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfa. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfa. zu beziehen.



Vollige Einfälle

von Catulle Mendès.

Im Spiegel.

Meine schöne Nachbarin gegenüber, die ich nicht kenne und dennoch so genau kenne, entkleidet sich in dem prunkvollen, von goldenen Kandelabern erhellenen Boudoir, und da man vergessen hat, die schweren Vorhänge zu schließen, sehe ich durch die Fensterscheiben ihr Bild in dem überneigenden, großen Ankleidespiegel.

Ein Stück nach dem andern fällt von den Peluche- und Seidenstoffen, dann von den Battisten, und nachdem auch die schwarzen Strümpfe zur Seite geflogen, blendet das ganze rosige und lilienweiße Wunder ihres nackten Körpers den Spiegel, in dem vom Balle heimgekehrt, meine Nachbarin dort gegenüber, die ich nicht kenne und doch so genau kenne, sich entkleidet in dem so prunkvollen, von goldenen Kandelabern erhellenen Boudoir.

Ah, sie ist vielleicht eine Marquise, eine Herzogin, eine königliche Prinzessin und würde mich gewiß nicht würdig halten, den Duft eines ihrer weggeworfenen Handschuhe einzuathmen! Allein, ich stehe auf meinem Balkon und neige mich über und stelle mich, wie ich will, um in dem Spiegel mein Bild zu sehen, vermengt mit dem ihrigen, und ich umfange sie mit liebebeißenden Armen und bedecke sie mit tausend und abertausend Küffen, meine Nachbarin dort gegenüber, die ich nicht kenne und doch so genau kenne.

In der Badewanne.

In der durchsichtigen Badewanne von böhmischem Glase sitzend überraschte ich sie alle Beide, wie sie, gleich zweien in einander verschlungenen Wassernixen, spielten und schäkerten; und hätte ich nicht ihr Goldhaar auf dem Wasserspiegel schwimmen sehen, ich hätte schwören mögen, daß die Eine roth sei und die Andere nicht minder roth.

Welches andere Verlangen hätte ein Mann, der diesen Namen wirklich verdient, unter solchen Umständen haben können, als, nackt wie er geschaffen worden, zu den Beiden einzusteigen in die Wanne von durchsichtigem böhmischem Glase, wo ich sie überrascht hatte, in einander verschlungen wie zwei Wassernixen, spielend und schäkern?

Sie gestatteten mir nicht, diese Absicht zu verwirklichen, weil — wie sie sagten — in der Wanne kein Raum mehr wäre. Dagegen erlaubten sie mir, ein wenig von dem Wasser zu schlürfen, in dem sie, die Eine roth und die Andere nicht minder roth, spielten und schäkerten. Und tranken von einem einzigen Schlucke war mir's, als hätte eine gefällige Fee aus zwei vollen Urnen goldigen Tokayer und schimmernden Burgunder gegossen in die durchsichtige Wanne von böhmischem Glase.

Des Frühlings Schwester.

In tiefstem Waldesdunkel, unter einer Akazie, die ihren Blüthenschnee herniederstreute, war der Nasen das bräutliche Lager meiner ersten Liebe. Ach, Denise, Denise! Erinnerst Du Dich des Abends, da wir, während die Eltern beim Whistspiele saßen, uns hochklopfenden Herzens an dem Orte des Stelldicheins trafen, das wir uns gegeben hatten?

War's mein Arm, der Dich, die Gefügige, in das düstige Gras herniederzog? Oder bist Du selbst liebeschwärmend, mit geschlossenen Augen zu mir hingefunken, oh Denise, auf den Nasen im tiefsten Waldesdunkel, der das bräutliche Lager meiner ersten Liebe gewesen, unter einer Akazie, die ihren Blüthenschnee auf uns herabstreute?

Wo bist Du jetzt, Denise? Bist Du verwehlt, Schwester des Frühlings? Wie Du, so hat mich auch die Unschuld, die Hoffnung, der Glaube an den Kuß verlassen! Eines sonnenhellen Tages sah ich den Ort wieder, wo wir uns umschlungen hielten; die Regengüsse hatten das graslose Erdreich unterwaschen und unser bräutliches Lager gleich einer Grube, im Waldesdunkel, unter einer Akazie, die noch immer ihren Blüthenschnee herabstreut! . . .

Kleine Fassengedanken.

Man behandelt eine Cocotte wie eine Cigarette: man thut einige wohlsmekende Züge und wirft sie dann in den Straßenkoth.

Alexandre.

Die Ehe gleicht einem Zeitungsunternehmen: der Mann vertritt die Stelle des Redacteurs, das Weib ist der Herausgeber und die Kinder sind die einzelnen Nummern. — Man würde nur noch fragen, was ein Hausfreund vorstellt? Nun, der ist ein unbesoldeter Mitarbeiter.

Alexandre.

Das Frauenherz ist ein Wörterbuch, in welchem das Wort „Liebe“ in jeder Sprache anzutreffen ist.

*

Wenn der Mann dem Hausfreunde die Hand drückt, so heißt Das: „Hol' Dich der Geier!“

*

Die platonische Liebe ist am Aschermittwoch erfunden worden.

*

Die Damen von heute bestreuen sich nicht mit Asche, sondern mit Puder und denken nicht an den Herrn, sondern an die Herren.



Gewissensbisse.

Von Armand Silvestre.

I.

Es gibt vielleicht Keinen unter uns, sagte der Doktor Baudrille in würdevollem Tone, — der nicht in der Tiefe seines Gewissens sich ein Verbrechen vorzuwerfen hätte.

Und da wir uns im Namen unseres makellosen Lebens gegen eine derartige Behauptung auflehnten, fuhr er fort:

— Wir Advokaten gleichen einigermaßen den Beichtigern. Wir hören oft Bekenntnisse, die geeignet sind, uns zu überraschen. Seien Sie aufrichtig, meine Herren, und prüfen Sie Ihre Erinnerungen. Sie werden da sicherlich irgend eine dunkle Handlung finden, die Sie zu bereuen haben.

Und Jeder von uns prüfte ehrlich sein Gewissen und dabei rauchten wir unsere Cigarette. Wir waren unser sechs, Alle in dem Kufe sehr ehrenwerther Leute stehend. Drei von uns hatten, ohne gerade gestohlen zu haben, doch kleine Geschäfte gemacht, durch welche sie Andere ruinirten; ein Viertel hatte in einer jähzornigen Aufwallung einen Kutscher getödtet; ich selbst hatte wiederholt die Zollverwaltung verkürzt und gestand Dies mit sträflichem Stolze ein.

Und als an Eliacin die Reihe kam, sagte er ganz einfach:

— Ich habe meinen Onkel entehrt und dann getödtet.

Wir waren nicht wenig überrascht, aus dem Munde dieses lebenswürdigen Jünglings von 21 Jahren ein solches Geständniß zu vernehmen.

gelacht! f
Wir
Mörders;
der sich a

meine Wol
derjenige,
bons, die
verdorben.
Groll bew
lieben. D
keit des C
belasten.
hatte eine
Hätten S
eingesehen
werden m
ihm diese
ward mir
benswürdi
erst 18 J
Doch
Tante He
mehr unt
förmig g
Hände un
ich. Aber
weiße, bi
wollten, a
prall, daß
voll und
sein soll.
Tante wi
ich bei m
denn er l
schäftsstö
Hause, w
würde, w
Bei
schluckzen
anlaßte:
—
Nach
seiner Er

gemacht.
wanderten
hatte ich
Tante, in
und der
aber ang
würdige

— Und vollends habe ich über die Geschichte weidlich gelacht! fügte das biedere Herz hinzu.

Wir rückten unsere Sessel ein wenig weiter von dem des Mörders; doch dieser schien wenig bewegt von dem Schrecken, der sich auf unseren Gesichtern malte und fuhr ruhig fort:

II.

— Meine erste Entschuldigung ist die, daß mein Oheim mein Wohlthäter gewesen. Von allen seinen Neffen war ich derjenige, den er am meisten verhätschelt hatte. Mit den Bonbons, die er mir geschenkt, hatte ich mir gar oft den Magen verdorben. Habe ich ihm vielleicht deshalb einen unbewußten Groll bewahrt? Denn im Grunde glaubte ich ihn sehr zu lieben. Die Art seines Todes würde eher auf eine Gerechtigkeit des Schicksals hinweisen, als meine eigene Sündhaftigkeit belasten. Der wackere Mann — Malefoire mit Namen — hatte eine Frau genommen, die um Vieles jünger war als er. Hätten Sie meine Tante Henriette gekannt, Sie hätten bald eingesehen, daß mein Oheim nothwendigerweise — gehört werden mußte. Und sollte ich es einem Fremden überlassen, ihm diesen familiären Dienst zu erweisen? Nein, nein; ich ward mir dieser Pflicht in dem Augenblick inne, als diese lebenswürdige Person in sein Haus einzog. Ich war damals erst 18 Jahre alt, aber ich hatte Corneille gelesen.

Doch ich habe Ihnen noch nicht geschildert, wie meine Tante Henriette beschaffen war. Sie war von nicht großer, mehr untergesetzter Gestalt, hatte schöne blaue Augen, einen herzförmig gestalteten Mund, Grübchen im Kinn, kleine, fette Hände und Füße. Soviel konnte alle Welt sehen, nicht bloß ich. Aber es gab an ihrer Person noch andere Vorzüge; schöne, weiße, biegsame Schultern, die unter dem Kusse zerfließen wollten, als wären Sie von Schnee oder Sahne, Hüften so prall, daß sie keinen Widerstand duldeten, einen Busen just so voll und fest, wie er nach den gütigen Absichten der Natur sein soll. Kurz: ich wünsche Ihnen allen, meine Herren, eine Tante wie diese war. Oh, welch' schöne Schulferien brachte ich bei meinem Oheim zu! Er war uns nicht viel im Wege, denn er brachte seine Tage mit der Besichtigung seiner Wirthschaftshöfe zu. Inzwischen war ich glücklich in seinem gastlichen Hause, wo es keinen Winkel gibt, der nicht daran erinnern würde, wie dieses reizende Frauchen den Gatten betrog.

Bei diesen zärtlichen Erinnerungen begann Eliacin zu schluchzen, was den Doktor Baudrille zu der Bemerkung veranlaßte:

— Er ist im Grunde doch eine gute Seele!

Nach dieser rührseligen Anwandlung fuhr Eliacin in seiner Erzählung fort:

III.

— Eines Tages hatte meine Tante Henriette Confitüren gemacht. Und was für Confitüren! Tausende von Mirabellen wanderten in das breite, schimmernde Kupferbeden. Die Kerne hatte ich ausgelöst und wir aßen sie zusammen, ich und die Tante, indem der Eine den Kern zwischen die Zähne nahm und der Andere die Hälfte abbiß. Das war etwas umständlich, aber angenehm. Oh, wie schön war sie, meine verehrungswürdige Tante, mit ihren aufgestreiften Ärmeln und dem auf-

geschürzten, unter dem Leibchen mittelst einer Stecknadel festgehaltenen Kleide! Fürwahr, ich wäre sehr undankbar, wenn ich meine Familie nicht geliebt hätte!

Und mit welcher Sorgfalt machte sie ihre Confitüren! Sie entließ an solchen Tagen ihre ganze Dienerschaft, um ganz allein ihren Betrachtungen überlassen zu sein. In einem besonderen Kessel hatte sie den Saft gekocht, in welchen die Früchte nach einem raschen Aufjud gelegt werden sollten. Die ganze hohe Schule der Confitüren beruht auf diesem Grundprinzip.

Die Mirabellen setzten mit einem leisen Geprassel. Man mußte noch ein wenig warten, bis sie gar würden. Doch wir hatten Geduld und die Zeit schien uns keineswegs zu lang. Meine Tante saß auf meinen Knien, mit den Armen um meinen Hals, und sagte mir die süßesten Dinge, obgleich sie kein Wort dabei sprach.

Plötzlich aber fuhr sie mit dem Rufe „Sapristi!“ erschreckt in die Höhe. Man hörte draußen die Thür aufschließen. Der Onkel kehrte in einem Augenblicke heim, da man ihn am wenigsten erwartete. Die Tante hüpfte leicht zur Erde, aber doch nicht ohne dem Sessel, auf dem ich saß, einen Ruck nach hinten zu geben, so daß ich herabglitt und gerade in den mit geschmolzenem Zucker angefüllten Kessel fiel. Ein fürchterliches Siebäd!

Die Tante hatte den Oheim in den Garten geführt, ohne ihn das Haus betreten zu lassen. Ich fand daher Zeit, mich von der schauerhaften kupfernen Hölle zu befreien; aber ich hatte mich grenlich verbrannt und vermochte nicht weiter zu gehen, als bis zu dem Zimmer meines Oheims, das im ersten Stocke lag. Hier nahm ich einen Schwamm, füllte ihn mit kaltem Wasser und rieb mich wüthend ab, wobei ich, um den Fußboden nicht naß zu machen, mich über das Nachtgefäß stellte, das mein Onkel zu benützen pflegte.

IV.

An demselben Tage kam der Doktor Guillelou als Gast zum Mittagstisch. Der Doktor war ein Feinschmecker und dabei ein sehr schlauer Herr. Meine Tante Henriette hatte ihn eingeladen, um ihm den „Schaum“ ihrer Confitüren anzubieten; dies ist gleichsam die Blume, der köstlichste Theil des eingesottenen Obstes. Ich litt noch große Schmerzen in Folge meines Unfalles, aber ich mußte mich beherrschen und gute Miene machen. Die theilnahmsvollen Lächeln meiner Tante verliehen mir einigen Muth und der feuchte Glanz ihrer Zähnen, die zwischen den rothigen Lippen hervorschimmerten, jagte mir ein Frösteln über den Leib bis dort hinab, wo ich dessen so sehr bedurfte. Die Stäbe meines Sessels schienen mir ein glühender Rost zu sein. Endlich war das Mahl zu Ende und man ging in den Garten, um da den Kaffee zu nehmen. Der Abendwind kühlte mir die Stirne und ich hätte gewünscht, daß mir gestattet wäre, nicht bloß meinen Kopf zu entblößen. Plötzlich ging der Doktor Guillelou ins Haus zurück. Niemand achtete darauf, denn wir kannten seine Gewohnheiten und wußten, daß er im Hause sehr familiär, ohne Umstände in das Zimmer meines Oheims ging, um da seine Toilette in Ordnung zu bringen oder sonst etwas zu erledigen, was seine Person betraf.

Als er wieder in den Garten herabkam, umspielte ein diabolisches Lächeln seinen Mund.

— Ei, ei, alter Bursche! rief er heiter meinem Oheim zu, — Du treibst im Geheimen Völlerei, wie es scheint?

Und da mein Onkel ihn erstaunt anblickte, fuhr er fort:

— Betrachte Dir nur die Menge kleiner schwarzer Mücken, welche den Rand Deines Nachtgefäßes befränzen.

— Was? rief mein Onkel, in die Höhe fahrend.

— Die Zuckerkrankheit, mein lieber Alter; es ist die Zuckerkrankheit, die auf Ja und Nein einen Menschen dahinrafft.

— Aber es gibt doch eine Kur dagegen, bemerkte meine Tante in sehr besorgtem Tone.

Eine schöne Kur! Der Doktor Guillelou verbot meinem Onkel alle Mehlspeisen und Hülsenfrüchte, ganz besonders die Zuckerverbren, die er für sein Leben gern aß. Dies benahm dem Aermsten allen Frohsinn. Er versiel in tiefen Trübsinn und starb als Hypochonder noch in demselben Jahre. Dies war für mich ein großer Kummer; denn meine Tante heirathete einen zweiten Mann, der bedeutend jünger war, als der erste und sich nicht hören lassen wollte.

— Ja, die Gewissensbisse! sagte der Doktor Vandrille; sie stellen sich unerbittlich ein.

Und Alle drückten dem braven Eliacin theilnahmsvoll die Hand.

Ein Engel!

Sie hatt' ein vertrauend Gemüthe,
Sie hatt' einen arglosen Sinn,
Ein Herzchen von erster Güte
Und ein reizendes Grübchen im Kinn.

Sie hatte von Liebe vernommen,
Das interessirte sie —
Sie war in die Wochen gekommen,
Und ach, sie wußte kaum wie!

Ignaz Pauer.

Ein moralischer Kritiker.

Erzählung von Senecca.

Gestern debütierte im Residenztheater Fräulein Koralli als „Schöne Helena“. Eine schöne Helena mag sie wohl sein, Das bewiesen die hartnäckig auf sie gerichteten Operngucker unserer Operetten-Habitues; eine lebenswürdige Helena mag sie auch sein, dafür sprachen die zündenden Blicke, die sie ins Parquet warf; aber eine musikalische Helena war sie nicht. Der gestrige Paris muß kein besonderes Gehör gehabt haben, sonst hätte er sicherlich vor dieser Stimme Reichhaus genommen, anstatt die Besitzerin derselben zu entführen, mit der sicheren Aussicht, daß sie ihm in seinem trojanischen Palaste noch etwas vorsingt.“

Der Verfasser dieser boshaften Kritik, welche sich unter den Theaternachrichten der „Täglichen Revue“, des Hauptorgans einer fürstlichen Residenzstadt, befand, hieß Flötenberger und war ein emeritirter Schullehrer. Von seinem

früheren Verufe hatte er sich in seiner Haltung eine gewisse geistliche Würde bewahrt, und er sprach nie anders als im Predigertone, selbst nicht zu Hause, wenn er sich seiner Frau und seinen sieben Kindern gegenüber befand. Allerdings flüsterte sich die böse Welt zu, bisweilen würden die Rollen gewechselt, und die gute, dicke Frau Flötenberger übernehme das Amt des Predigers — hinter der Bettgardine besonders. Denn Flötenberger war ein solider Mann und mied das Wirthshaus wie die Hölle. Moral war sein erstes und letztes Wort, damit legte er sich schlafen, damit stand er auf. Wenn ihr ihm von Unkeuschheit, Ehebruch u. dgl. erzählt hätten, er würde mitleidig mit den Achseln gezuckt und gesagt haben: „Nun ja, Das mag wohl in Frankreich, in dem verderbten Paris vorkommen, aber bei uns — nein, wir sind alle streng moralisch, echt deutsche Tugendbolde.“

Um das Bild des guten Flötenberger noch zu vervollständigen, müssen wir hinzufügen, daß er ein guter Violinspieler war und eine Sammlung schöner Violinen besaß. Eines Tages las er eine Annonce:

„Echte Stradivarius-Violine ganz billig zu verkaufen. Waldgasse 3, eine Treppe rechts.“

Ein echter Stradivarius! Eine solche Violine war schon lange die Sehnsucht unseres Flötenberger gewesen, und — er las die Annonce beim Morgenkaffee — ehe er auf die Redaction ging, beschloß er, in der Waldgasse vorzusprechen. Nr. 3 hatte er bald gefunden, er ging eine Treppe hinauf und wandte sich rechts, wo er eine Thüre erblickte, an welcher eine Visitenkarte befestigt war. Auf dieser Karte stand:

Emilia Koralli
Sängerin.

„Fatales Zusammentreffen!“ monologisirte er; „muß die Besitzerin der Stradivarius gerade Eine sein, die ich schlecht kritisiert habe. Aber sie kennt mich ja nicht persönlich, ich stelle mich ihr einfach unter fremdem Namen vor.“

Er klingelte, ein niedliches Kammerfädchen öffnete.

„Ist hier die Violine zu verkaufen?“

„Gewiß, mein Herr, treten Sie nur ein.“

Flötenberger trat in das Vorzimmer.

„Belieben Sie einen Augenblick zu warten, ich will das Fräulein benachrichtigen.“

Sie verschwand durch eine Thüre, welche mit schweren Portiären verhängt war. Im Boudoir der Sängerin saß diese neben ihrer Collegin Clementine. Als die Jose ihre Meldung vorbrachte, fragte die Koralli:

„Wie sieht der Herr aus?“

„Klein, stark, mit schwarzem Backenbart und blauer Brille.“

„Das ist er, Emilia,“ sagte Clementine. „Nun lebe wohl und mache Deine Sache gut.“

Sie verschwand durch eine Tapetenthüre, während Emilia der Jose befohl, den Herrn vorzulassen. Flötenberger trat ein und blieb an der Thüre überrascht stehen. Das Boudoir der Sängerin war mit dichten Jalousieen versehen und nur durch



— In
— In
tieren vern
— G
das mattro
Ambradust
einem aller
hob sich bei
braunes Ha
weißen Hals
Flötenberger
„Sie
werden zufr
meinem Du
ist die Geig
Sie w
und unter
zum Vorsch
„Sie
wirrung ge
„Mir
dieses Leben
„Was
haben? Wo
doch das U
„Und
weil ich kei
Die r
bar. In ha
halten, eine
„Ich
„So



— Immer stramm und forsch, mein Fürst!
 — Ja, Betty, habe drei Generationen von Bouquetieren verwüstet und will auch vierte attackieren . . .
 — Ganz allein?



— Welch' seltene Ehre, Graf?
 — Ja, aus Welt wo man sich langweilt, flüchte zu Ihnen, schöne Frau!
 — Ah, Das kann amüsant werden.

das mattrosa Licht einer Ampel erleuchtet. Ein betäubender Ambraduft erfüllte das Gemach. Die Sängerin selbst lag in einem allerliebsten Morgenanzuge auf einer Causeuse und erhob sich beim Eintritt Flötenbergers. Ihr langes kastanienbraunes Haar floß aufgelöst über den Nacken und um den weißen Hals schlang sich eine rothe Perlschnur. Sie nöthigte Flötenberger auf einen Sessel ihr gegenüber.

„Sie wünschen meinen Stradivarius zu sehen? O, Sie werden zufrieden sein, mein Herr; es ist ein Erbstück von meinem Onkel, der ein trefflicher Violinspieler war, aber mir ist die Geige unnütz.“

Sie war in eine halbliegende Stellung zurückgefunken, und unter dem hellen Röschchen kam ein rosafarbener Strumpf zum Vorschein.

„Sie lieben auch die Musik?“ Und ehe der in Verwirrung gerathene Flötenberger antworten konnte, fuhr sie fort:

„Mir ist sie Alles, meine einzige Trösterin in den Leiden dieses Lebens.“

„Was könnten Sie, mein werthes Fräulein, zu leiden haben? Wo Schönheit und Anmuth sich zusammenfinden, sollte doch das Unglück keinen Platz haben.“

„Und doch bin ich unglücklich, weil ich so allein stehe, weil ich keine Seele habe, die mich versteht.“

Die rosa Wade war nun in ihrer ganzen Länge sichtbar. In halber Betäubung konnte sich Flötenberger nicht enthalten, eine Hand leise auf den Strumpf zu legen.

„Ich — ich verstehe Sie —“

„So sind die Männer alle,“ seufzte die Schöne, indem

sie das berührte Bein schnell wegzog und in die Höhe hob, so daß ein Stückchen des weißen Beines selbst und eine Menge Spitzen sichtbar wurden. Dann erhob sie sich, um in sitzender Stellung anzurufen:

„Wir Theaterdamen sind übel dran. Bei unseren Colleginen hält die Eifersucht gegen einander uns ab, Freundschaft zu schließen, und die Männer opfern uns ihren Begierden auf. Wo finden wir Jemand, der es aufrichtig mit uns meint?“

„Sie dürfen uns arme Männer nicht schelten, wenn wir von den Reizen der Schönheit berauscht werden. Das ist nun einmal die Natur, die der Schöpfer —“

Flötenberger hielt inne und schrak zusammen. Er war wieder in seinen geistlichen Ton verfallen, und seine eigene Stimme klang ihm in diesem Raume fremd. Die Sängerin warf sich lächelnd auf die Causeuse und klemmte wie spielend den Morgenrock zwischen die Beine, so daß die Formen derselben deutlich sichtbar waren. Flötenberger, seiner Sinne nicht mächtig, stürzte auf sie zu, umklammerte die Beine mit den Händen und drückte einen Kuß auf den weißen Hals.

„Sie sind ein schlechter Mensch,“ sagte die Sängerin ihn sanft zurückdrängend. „Ich traute Ihrem würdigen Aeußeren.“

Sie wandte ihm schmollend den Rücken zu und setzte sich auf die Lehne der Causeuse, jedoch so, daß der dünne Rock prall an den beiden schönen Halbfiguren unterhalb des Rückens anlag und sie deutlich hervortreten ließ. Flötenberger weidete seine listernen Blicke an dem Schauspiel und wollte gerade die Situation zu einem Hauptangriff benutzen, als an die Thüre geklopft wurde.

„Herein!“ rief die Sängerin.
Clementine trat ein.

„Ah, Herr Flötenberger, Sie hier?“ rief die Freundin
Emilia aus.

„Allerdings — ich — ich —“

„Sie wollen sich wohl bei meiner Freundin Koralli ent-
schuldigen, daß Sie sie so schlecht kritisiert haben?“

Emilia that sehr erstaunt und warf dem besturzten Kri-
tiker einen vernichtenden Blick zu.

„Nein, ich — ich — habe mich nur — überzeugt, daß
— daß —“

„Daß Emilia eine vorzügliche Stimme hat.“

„Ganz recht, Fräulein, ganz recht. Aber meine Zeit ist
um, ich muß jetzt in die Redaction. Ich empfehle mich Ihnen.“

„Und der Stradivarius?“

„Später, habe jetzt keine Zeit. Adieu!“

Gilgigt verschwand er.

„Das war ein prächtiger Streich,“ lachte Emilia laut
auf, „aber Du lieest zu lange auf Dich warten, ich war mit
meinen Verfuhrungskunsten schon weiter gegangen als ich wollte.“

„Meine Idee mit dem Stradivarius war gut, nicht wahr?
Ich wußte, daß er ein Liebhaber von Violinen ist; daß er
aber ein so großer Liebhaber der Schönheit wäre, hätte ich
nicht gedacht.“

„Glaubst Du, daß die ganze Geschichte etwas nützen
werde?“

„Gewiß, er wird doch nicht als „französischer“ Ehebrecher
am Pranger stehen wollen.“

In der That stand am nächsten Tage in den Theater-
nachrichten der „Täglichen Revue“ folgender Passus:

„Anläßlich der Kritik über die „Schöne Helena“
äußerten wir uns mißfällig über die Stimme des
Fräulein Koralli. Wir müssen bekennen, daß wir da-
mals insofern in einem Irrthum befangen waren, als
wir nicht wußten, daß die berühmte Sängerin erst
kürzlich die Influenza überstanden hat. Aus diesem
Grunde war ihre Stimme damals nicht ganz rein.
Jedoch erst gestern hatten wir Gelegenheit, das schöne,
mekallreiche, umfassende Organ des Fr. Koralli als
„Nanon“ zu bewundern. Da die anziehende Sängerin
überdies noch so viele andere Reize in sich vereint,
darf sie wohl als ein Stern ersten Ranges an unserem
Theaterhimmel betrachtet werden.“



Unsere Dienstboten.

Hausfrau: „Es gefällt mir gar nicht, daß Sie einen
Soldaten zum Bräutigam haben.“

Köchin: „Det sagen Sie man bloß, jadige Frau,
weil Ihr Mann 'n Civiliste is!“

W. Sch.

*

Unter Eheleuten.

Ein Mann überrascht seine Frau dabei, wie sie sich an
Liebesbriefen ergötzt.

— Wie, Madame: Sie empfangen Liebesbriefe und
werfen sie nicht unerbrochen ins Feuer?

— Wo denken Sie hin, mein Freund! Es gibt ja Man-
ner, die Bankbillets hineinlegen.

*

Vor Gericht.

Richter: „Haben Sie noch etwas zu Ihrer Verthei-
digung beizufügen?“

Angeklagter: „Ja bitte, bei der Strafansmessung
zu berücksichtigen, daß ich den Diebstahl ganz allene und uff
eigene Rechnung und Befahr ausführte!“

*

Kindermund.

Papa: „Wie, einen Brummtopf soll ich dir kaufen?
Nein, mein Sohn, daraus wird nichts!“

Der kleine Fritz (seine Mutter anschauend und da-
bei auf seinen Papa zeigend): „Mama, und so was nennt
sich Vater?“

*

Schwiegermutter.

Bettler: „Bitt' scho', gna' Herr, schenken S' m'r
was! I' hab' acht unerzogene Kinder, a Frau . . . (Herr
geht weiter, ohne ihm etwas zu schenken) und a Schwie-
germutter!“

Herr (umkehrend): „So? — Hier haben Sie 'ne
Kleinigkeit!“

*

Im Restaurant.

Kellnerin: „Gehen S' m'r weg, Sie sind auch so
Einer von denen, welche . . .“

Gast: „Erlauben Sie, ich bin Einer von denen, welch e
nicht welche!“

Die schöne Luciole. (31)

Roman von Charles Aubert.

Der Bucklige zuckte geringschäßig mit den Achseln und fuhr fort:

— Was die Gräfin und ihren Sohn betrifft, weiß ich nicht, ob Ihnen der Aufenthalt derselben bekannt sei; aber Sie können nicht in Abrede stellen, daß Sie zur Geschicklichkeit meines Bruders Ihre Zuflucht genommen haben, um sich die Todenscheine über diese beiden Personen von ihm fabriciren zu lassen. Das ist meine Geschichte.

Die Brüder Firminy waren niedergeschmettert von der Logik des kleinen Buckligen. Er hatte sich in den Besitz ihres schrecklichen Geheimnisses zu setzen gewußt, er kannte jetzt den Beweggrund all' ihrer Handlungen.

Der Baron faßte sich zuerst.

— Wohl denn; nehmen wir an, Ihre Geschichte wäre von Anfang bis zu Ende wahr; was schließen Sie daraus?

— Ich schließe daraus vor Allem, daß Sie ebenso geschickt wie kühn sind und mir deshalb gefallen. Nur finde ich Sie zu selbstsüchtig.

— Was wollen Sie damit sagen?

— Ich will sagen, daß Sie dank unserem Beistande in einigen Tagen 14—15 Millionen besitzen werden, während wir . . .

— In einigen Tagen werden Sie Ihre fünfundsingzigtausend Francs erhalten.

— Der Preis, den Sie selbst gefordert haben, fügte Justin hinzu.

— Allerdings; Sie haben nicht geirrt. Aber wir hatten damals keine Ahnung von der Bedeutung des Geschäftes.

— Was wollen Sie nun?

— Wir sind ehrliche Leute, Herr Baron, und wollen die Lage nicht mißbrauchen. Wir begnügen uns mit einer Million für Jeden.

— Was? zwei Millionen!

— Ihr seid verrückt! brüllte Justin.

— Wenn Sie sich weigern, werden wir diesen armen Grafen Puymeras wieder ins Leben rufen.

— Aber, das ist ja Betrug! riefen die Brüder Firminy.

— Es sei dem so.

Die beiden Erbschleicher sahen einander muthlos an und ließen die Arme sinken. Doch es galt, einen Beschluß zu fassen.

— Nun denn: es sei, sprach der Baron; Sie sollen Ihre zwei Millionen haben.

— Wir haben von Ihrem Edelmuthe nichts Anderes erwartet, Herr Baron. Darum haben wir denn auch ein Schriftstück in diesem Sinne vorbereitet, das Sie nur zu unterzeichnen haben.

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und Frigoulet trat ein. Er verneigte sich links und begann:

— Die Herrschaften werden gütigst verzeihen . . .

Da bemerkte er Glumard.

— Schau, Herr Sylvius, unser Hauswirth! rief er. Ah! und der Herr Kommissär ist auch da! Das ist spaßig! Wo ist denn heute Ihre dreifarbige Schärpe geblieben? Sie stand Ihnen so gut! . . .

— Herr Frigoulet, unterbrach der Baron, — sagen Sie uns, was Sie wünschen und lassen Sie uns allein, denn wir sind in Geschäften.

— In Geschäften mit diesen zwei Hallunken? Das müssen saubere Geschäfte sein.

— Weil wir gerade von Geschäften reden, entgegnete der Baron, — sagen Sie mir doch: — mir, dem Erben des Grafen Puymeras — welche Rechte haben Sie auf jene

7—800,000 Francs, welche Sie von Ihrem ehemaligen Herrn erhalten zu haben vorgeben?

— Welche Rechte? Da ist der Schenkungsakt des Verstorbenen. Sind Sie nun zufrieden?

— Diese Schenkung ohne notarielle Beglaubigung ist null und nichtig und wir werden Sie gerichtlich verfolgen; es wäre denn, daß Sie uns das Geld wiederbringen.

— Ei, was Sie da sagen, ist sehr spaßig! rief Frigoulet hell auflachend. — Doch lassen Sie uns von ernstern Dingen reden. Wollen Sie die Güte haben, mir die Adresse von Fräulein Luciole anzugeben?

— Gehen Sie zum Teufel!

— Wohl denn, auf Wiedersehen.

Frigoulet stülpte sich den Hut auf den Kopf und ging hinaus. Im Vorzimmer jedoch, wo ein Diener bereit stand, um ihn zu öffnen, wandte er sich um, als ob er in den Salon zurückkehren wollte.

— Haben Sie etwas vergessen? fragte der Bediente.

— Ei freilich! Der Herr Baron hat mir einen Auftrag zu Fräulein Luciole gegeben und hat vergessen, mir ihre Adresse zu sagen.

— Boulevard Hausmann, an der Ecke der Rue Pasquier, sagte der Bediente.

— Seiet bedankt, mein Freund! rief Frigoulet freudlich aus und ging seiner Wege.

XIX.

Eine schreckliche Nacht.

Als Friedrich und seine Mutter Lucioles Wohnung verlassen hatten, glaubte die Gräfin Puymeras, ihr Sohn werde sie in seine Wohnung geleiten, da sie selbst ja Alles verkauft hatte und kein Heim mehr besaß. Allein, als er davon sprach, daß er den Nachstellungen eines alten Mannes entgehen wolle, wählte sie, es sei von einem Gläubiger die Rede und ließ von ihrem Verlangen ab. So geschah es, daß Mutter und Sohn in einem Hôtel garni Unterkunft suchten. Die Gräfin besaß drei, Friedrich fünfzehn Franken. Dem Gastwirth mußten sie sogleich zehn Francs vorausbezahlen. Ihre Lage war entsetzlich. Friedrich war sehr bleich und seine Zähne klapperten.

— Was ist Dir? Du bist krank? fragte die Mutter besorgt.

— Nichts, nichts.

— Doch, doch; leg' Dich zu Bette. Ich will's.

Friedrich gehorchte. Eine halbe Stunde später war ein heftiges Fieber bei ihm zum Ausbruch gekommen.

Die verzweifelte Mutter trat händeringend auf den Korridor hinaus, um einen Arzt holen zu lassen. Vor der Thür begegnete sie einem alten Herrn mit würdiger Miene, der sich ihr theilnahmsvoll näherte.

— Was ist Ihnen, Madame? fragte er; kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein?

— Ach, mein Herr! mein Sohn ist schwer krank; er ist im Delirium. Ich müßte einen Arzt holen, aber ich kann den Kranken nicht allein lassen.

— Wenn's nur Das ist, Madame, so eile ich selbst um einen Arzt.

— Oh, mein Herr, welche Güte! . . .

Zehn Minuten später kam der Alte in Begleitung eines noch jungen, dekorierten Herrn, der geradenweges zum Bette des Kranken ging.

— Es ist eine Gehirn-Affektion, sprach er. Ihr Sohn, Madame, scheint eine tiefe Gemüths-Erregung gehabt zu haben. Doch hoffen wir das Beste. Ich will ihm eine starke Dosis Chinin geben. Morgen werden wir seinen Zustand genauer beurtheilen können. Aber ich kann für nichts bürgen.

Der Kranke nahm von der Arznei in kurzen Intervallen drei Köffel voll und ward immer ruhiger. Gegen drei Uhr Morgens schlief er ein.

XX.

Madeleine.

Als der Arzt am folgenden Morgen um zehn Uhr kam und den Kranken betrachtete, sagte er mit strahlender Miene: — Madame, Ihr Sohn ist gerettet!

— Vollkommen?

— Jawohl; ein Tag Ruhe wird ihn herstellen.

Die Gräfin Pyméras überließ jetzt ihren Sohn der Obhut ihres Nachbarn, des alten, freundlichen Herrn, der sich ihr Jolly nannte, und begab sich nach Batignolles, in das Haus, wo Friedrich gewohnt hatte. Sie ließ sich durch die Hausbesorgerin die Wohnung öffnen und bat die Frau, ihr einen Wagen zu holen.

Sie packte dann die besseren Fagnisse ihres Sohnes zusammen und nahm auch einige seiner Skizzen an sich. In dem Augenblicke, da sie sich zu gehen anschickte, ward an die Thür geklopft und herein trat Madeleine. Sie hatte Geräusch gehört und hatte geglaubt, ihr Nachbar sei zurückgekehrt.

— Verzeihen Sie, Madame, wenn ich Sie frage, ob Sie Herrn Friedrich wiedergesehen haben? sprach sie.

— Ja, mein Fräulein. Leider ist er krank.

— Oh, mein Gott! rief die junge Arbeiterin erschreckt.

— Er ist glücklicherweise schon gerettet und ist bei mir; seien Sie daher beruhigt, mein Fräulein.

Madeleine erröthete und um ihre Verlegenheit zu verbergen, nahm sie eines der Bündel, welche die Mutter Friedrichs gemacht hatte.

— Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Sachen hinabschaffen helfe, sprach sie.

Als die alte Dame im Wagen saß, reichte sie dem Mädchen die Hand.

— Ich danke Ihnen, mein Fräulein, sprach sie. Ich werde meinem Sohn erzählen, wie gütig und theilnahmsvoll Sie waren.

Madeleine erröthete abermals und schlug die Augen nieder.

— Faubourg St. Denis! befahl die Gräfin dem Kutscher.

Und während der Wagen sich in Bewegung setzte, dachte sie sich:

— Dieses Mädchen fühlt mehr als Freundschaft für meinen Friedrich.

XXI.

Ein intimer Freund des alten Goldsuchers.

Es ist acht Uhr Abends. Frau v. Pyméras ist fast glücklich. Im Laufe des Tages hatte ein Händler ihr 150 Francs für die Skizzen ihres Sohnes gegeben. Im Kamin brennt ein gutes Feuer, der kleine Tisch ist gedeckt. Friedrich hat eben die Augen geöffnet und blickt sich verwundert in dem Stübchen um.

— Was hast Du angefangen, Mutter? fragt er. Wir hatten doch kein Geld.

— Ich habe einige Deiner Bilder geholt.

— Wie? Du warst in meiner Wohnung?

— Ja und habe da auch Deine Nachbarin gesehen. Sie ist ein sehr liebenswürdiges und — wie es scheint — auch durchaus ehrenhaftes Mädchen. Die Hausleute waren wegen Deiner Abwesenheit sehr besorgt und ich habe nur Gutes über Dich gehört.

Friedrich war nachdenklich geworden. Wie? der Alte mit den Millionen hatte keine Nachforschungen gehalten und man hatte nicht von dem Diebstahl der Mageren gesprochen? Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, legte seiner Mutter die Arme um den Hals und sagte:

— Du hast recht gehandelt, Mama; aber versprich mir, nicht mehr in jenes Haus zurückzukehren.

Als der alte Herr Jolly zu Besuche kam, war er ganz glücklich, Mutter und Sohn bei Tische zu sehen. Friedrich dankte ihm in warmen Worten für seinen Beistand.

— Mein Gott, man muß sich gegenseitig helfen, sprach der Alte. Ich wäre längst nicht auf der Welt, wenn ich nicht gute Herzen getroffen hätte. Ich bin viel gereist, habe fünf- zehn Jahre in Australien und Mexiko zugebracht.

— Was trieben Sie da?

— Ich war Goldsucher. Ein schweres und gefährliches Geschäft.

— Und haben Sie viele Franzosen in jenen Ländern getroffen?

— Nur Einen, Namens Jaques, einen muthigen, offenen, braven Mann.

— Und wie war sein Familien-Name?

— Oh, mein armer Jaques war nicht der erste Beste. Er war ein Graf . . . Graf Pyméras.

Mutter und Sohn sprangen von ihren Plätzen auf.

— Sie kannten den Grafen Pyméras? riefen sie.

— Gewiß; er war mein einziger Freund.

— Und wo ist er jetzt?

— Ich habe ihn vor vier Monaten in San-Francisco in bester Gesundheit zurückgelassen. Kennen Sie ihn denn?

— Ich bin seine Gattin!

— Ich bin sein Sohn!

Der alte Herr konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken.

— Sein Weib? sein Sohn? Die Familie meines alten Jaques? Er hatte wohl Weib und Kind, aber diese müssen längst todt sein!

— Nein, wie Sie sehen.

— Vor einigen Jahren machte Jaques eine Reise nach Frankreich, um Weib und Kind aufzufinden, aber alle seine Nachforschungen waren vergeblich. Vorher hatte er mehr als zwanzig Briefe geschrieben, ohne eine Antwort zu erhalten.

— Mein Herr, ich kann Ihnen die Schriftstücke zeigen, welche unsere Identität beweisen. Da sind sie.

— Ist's möglich!

— Ja, nur unsere tiefe Armuth hat uns genöthigt, unsere wahren Namen zu verheimlichen.

— Oh, rief Herr Jolly scheinbar hocherfreut, welch' eine glückliche Begegnung! Sie müssen den Grafen auffuchen, seine Spuren erforschen; denn er ist bald da bald dort, aber er verläßt den Staat Nevada nicht. Dort werden Sie ihn finden.

— Ach, Friedrich! seufzte die Gräfin, wie könnten wir eine solche Reise unternehmen?

Doch da erhob sich Herr Jolly.

— Madame, sprach er, Ihr Gatte war mein bester Freund; er hat mir wiederholt das Leben gerettet; ich verdanke ihm auch mein Vermögen. Sie haben daher nicht das Recht, meinen Beistand zurückzuweisen. Ich bitte Sie, nehmen Sie 4000 Francs von mir an!

— Ei, mein Herr, wie könnte ich? . . .

— Madame, Ihr Gemahl ist mehrfacher Millionär; wenn Sie ihn gefunden haben, wird es Ihnen ein Leichtes sein, mir dieses Geld zurückzusenden. Aber reifen Sie ab, reifen Sie nur schnell! Oh, welche Freude wird Dies für meinen alten Jaques sein!

— Dank, mein Herr, Dank! Ich nehme an . . . sagte die Gräfin endlich.

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, rieb sich Herr Jolly leise fichernd die Hände. Dann trat er vor den Spiegel und sagte:

„Bravo, Herr Jolly! Sie wären entschieden ein guter Schauspieler geworden! Der Baron wird kaum glauben wollen, daß ich meine Aufgabe so schnell gelöst habe. Ich habe meine Million wohl verdient! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Druck von F. Buschmann Budapest, (Karisch-Bazar).